

Die Universität Basel

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

DIE UNIVERSITÄT BASEL

Vierhundertfünfzig Jahre sind seit der Gründung der Universität Basel verflossen. Enea Piccolomini, der geistreiche Italiäner, der jedem Besucher des schönen Siena, vor allem in der Libreria des Doms, so fest sich einprägt, da er als Papst Pius II. seine Vaterstadt echt renaissancemäßig zu seinem künstlerischen Herold gemacht hat — er hatte in der Konzilszeit Basel kennen und schätzen gelernt. So gab er 1459 gerne seine Einwilligung zu der von Stadt und Rat nachgesuchten Gründung einer Universität. 1460 trat sie ins Leben. Georg von Andlau war ihr erster Rektor. Das Geschlecht lebt heute noch als Grafenhaus, und der heutige Rektor der Universität konnte bei der Jubelfeier vom 24. Juni Repräsentanten des Geschlechtes als vornehme Gäste begrüßen.

Mit feinem Takt hat man das Viereinhalbjahrhundert-Jubiläum mit wenig Gepränge begangen. Sämtliche ehemalige Dozenten hatte man geladen; ferner war an sämtliche schweizerische Hochschulen eine Einladung ergangen; von auswärtigen Universitäten dagegen nur an die nächsten Nachbarn: Freiburg i. Br., Straßburg, Heidelberg. Eine Abordnung des Bundesrates erwartete man vergebens: der Basler Bundesrat Dr. Brenner war gesundheitlich verhindert, ein anderer war nicht zur Stelle. Man behalf sich auch ohne die oberste Landesbehörde. Inzwischen hat man gelesen, dass zwei Bundesräte samt dem Kanzler in Bulle die Chalamala-Aufführung beehrt haben und Herr Bundespräsident Comtesse sich sogar für die Abreise von Bulle einen Sonderzug anheizen ließ, wo er im eleganten Salonwagen die eminente Tragweite dieser Freiburger Kulturangelegenheit sich in aller Ruhe wird klar gemacht haben.

Es soll hier kein Referat gegeben werden dessen, was der wesentlich akademische Festakt in der Aula des Museums, was dann die eigentliche Feier im Münster und schließlich das Festbankett im Musiksaal boten. Gratulations-, Fest- und Bankettreden gehören der Aktualität an. Hier mag einiges Typische herausgehoben werden. Nirgends vernahm man den Ton der Überhebung. Man weiß in Basel genau, was man an der Universität hat, man weiß aber auch, dass man trotz allem erfreulichen Wachstum und ständigem ruhigen Zunehmen keine große Universität ist und es auch kaum je werden wird. Und man grämt sich nicht darob. In einem Brief von 1867 schrieb Jakob Burckhardt einem auswärtigen Kollegen: „Wir sind jetzt auf hundertundzwanzig Studenten und blähen uns doch nicht auf, sondern erwarten in Ergebenheit weitere günstige Wendungen unseres akademischen Schicksals.“ Heute sind's wohl etwa sechsmal so viel Studenten; aber hochmütig ist man trotzdem nicht geworden. Ein feines Wort desselben großen Jakob Burckhardt, dessen Name an dieser Universitätsfeier oft und viel und immer mit höchsten Ehren genannt worden ist, zitierte am Bankett ein Redner: „Auch in einer kleinen Küche kann man gut kochen.“ Und er fügte bei: in diesem Worte liege das ganze Wesen des Baslers, der auf den äußeren Schein so wenig Wert lege. Der Redner war ein Zürcher von Geburt.

In der gehaltvollen Festrede des Theologieprofessors Eberhard Vischer im Münster wurde der erstaunlichen Tatsache gedacht, dass die Basler Hochschule ihre Lehrstühle jahrhundertlang fast ausschließlich mit Bürgern

einer Stadt von etwa 20,000 Einwohnern besetzen konnte. Und unter diesen Professoren gibt es ganze Gelehrtdynastien, wie die Mathematiker Bernoulli und die Buxtorf als Lehrer der hebräischen Sprache. Noch in unsern Tagen kann sich die Universität solcher Professorentraditionen in alten Basler Geschlechtern rühmen. „Angesichts dieses einzigartigen Reichtums der der Stadt ermöglichte, auch noch an das Ausland Forscher ersten Ranges abzutreten, wird man nicht mehr von einem Zufall sprechen dürfen, der sie zur Mutter so vieler ausgezeichneten Gelehrten gemacht hat. Es muss etwas in den Verhältnissen gelegen haben, das bewirkte, dass Liebe zur Wissenschaft und erfolgreiche Betätigung auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern in Basel jahrhundertlang heimisch war. Und schon allein dadurch, dass die Stadt und ihre Universität den Boden bildeten, ohne den wir uns manche hervorragende Professoren auch der neueren Zeit gar nicht denken können, ich erwähne nur den einen Jakob Burckhardt, haben sie Anspruch darauf, in der Geschichte der Wissenschaft mit Achtung genannt zu werden.“

Noch ein anderer Gedankengang aus dieser Rede sei kurz erwähnt. Basels Regierung hat sich weder von auswärtigen Mächten noch von den eidgenössischen Ständen jemals dreinreden lassen, wenn diese gelegentlich Beschwerde führten oder Vorstellungen erhoben wegen der Berufung von Männern an die Universität, die in ihrer deutschen Heimat durch ihren freien geistigen Habitus sich nicht genehm gemacht hatten. „Noch einige Male ist seither unsere Hochschule bedeutenden Männern, für die die Heimat keinen Raum hatte, zu einer Freistätte geworden, wo sie ungestört ihre Bahnen gehen durften.“ Auch diese Tatsache nahm mit Recht Professor Vischer — wie dies übrigens schon Johannes Müller getan hat — als einen charakteristischen Zug im Bilde der Basler Universität in Anspruch. Wir Jüngern dachten bei jenem Passus der Rede wohl in erster Linie an das erlauchte Freundespaar Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche.

Die tiefe Sympathie, mit der so viele deutsche Dozenten mit Basel, wo sie einst längere oder kürzere Zeit lehrten, verknüpft geblieben sind, kam in einer ganzen Anzahl herzlicher Dankesworte zu schönstem Ausdruck. Nicht nur der Universität als solcher galten diese Anhänglichkeitsbezeugungen, sondern der Stadt selber in der diese deutschen Lehrer vielfach fest einwurzelten dank vor allem der Verankerung der Universität in der Bürgerschaft. Und das ist ein weiterer und ganz besonders kostbarer Ruhm der Basler Hochschule. Hinter ihr steht das gebildete Basel. In der Zeit der schlimmsten Krisis, nach den traurigen 1830er Wirren, als der Universität die Existenzmittel einfach abgeschnitten zu werden drohten, gerade in dieser Zeit erstand die sogenannte Freiwillige akademische Gesellschaft, die aus privaten Kräften der Universität beisprang und die auch seither ihr wichtigster Helfer geblieben ist in allen Fällen, wo der Staat mit seinen Mitteln versagte oder zurückhalten musste. Es war einer der erhebenden Momente am Feste, als der Präsident der Akademischen Gesellschaft dem Rektor eine Schenkungsurkunde über 330,000 Franken überreichte, die aus freiwilligen Beiträgen als Fonds für eine Witwen- und Waisenkasse der Hochschullehrer auf diesen Jubiläumsanlass hin zusammengekommen sind. Eine andere Spende ging von einem Einzelnen aus: einer der bekanntesten Industriellen Basels, der um die chemische Industrie hochverdiente Rudolf Geigy-Merian, stellte eine Viertelmillion zur Verfügung für ein neues Kollegiengebäude auf dem Petersplatz.

Die Ernennung von Ehrendoktoren gehört heute zu den unumgänglichen Zugaben akademischer Anlässe. Man kann von dieser Sitte verschieden denken. Eine Tat mutiger Selbständigkeit bedeutete es jedenfalls, dass just die Universität Basel den Künstler Ferdinand Hodler zum Ehrendoktor der Philosophie kreiert hat. Die Hodler-Sammlung im Basler Museum hatte bis jetzt auf ein besonders liebevolles Verständnis für Hodlers Eigenart und Größe nicht schließen lassen.

Als ein Familienfest hat der Rektor die Feier charakterisiert. Ein Stadtfest war sie unstreitig. Der ganze Große Rat und Bürgerrat, die sämtlichen Zünfte zogen mit den Akademikern und den Studenten in gewaltigem Zuge ins Münster. Alle Schulen hatten Ferien erhalten; auch die Börse machte Feiertag. Der Zudrang zur Münsterfeier, für die Hans Huber, der Basler Ehrendoktor, eine hoheitsvoll einerschreitende Kantate komponiert hatte, war ein ganz außerordentlicher. Alles sprach laut von der Sympathie, deren die Universität sich in der Bürgerschaft des charaktervollen Stadtstaats am Rhein erfreut. „Basel ist die einzige deutsche Stadt, die mit eigener Kraft ihre hohe Schule aus dem Mittelalter bis in die Gegenwart gerettet hat,“ sagte die Festrede. Wir hegen gute Zuversicht, dass aus dieser Gegenwart der Weg noch in eine weite Zukunft hinausführt. Sollte es je nötig werden — meinte ein Redner — dass die Tatsache des treuen Festhaltens der Stadt an ihrer Hochschule einer öffentlichen Erhärtung bedürfte, so brauche nur (wie dies im Jahre 1850 geschehen ist) im Großen Rat jemand den Antrag auf deren Aufhebung zu stellen; man werde dann wie damals erleben, welch wuchtige Stimmenmehrheit sich für die Beibehaltung der Universität ausspreche.

Ein stolzer Band ist die Festschrift, welche Rektor und Regenz auf das Jubiläum herausgegeben haben. In ihr steht unter anderm eine ganz prächtige Studie des Philosophieprofessors Karl Joël über Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph. Wer den Essay über Burckhardt in der letzten Nummer dieser Zeitschrift gelesen hat, wird mit besonderem Interesse und Gewinn zu dieser umfangreichen Studie greifen. Das Verhältnis Nietzsches zum Verfasser der „Welthistorischen Betrachtungen“ hat niemand bisher so scharf und gerecht beleuchtet und bestimmt.

ZÜRICH

H. TROG



ZÜRCHER SCHAUSPIEL

„STELLA UND ANTONIE“ VON OTTO JULIUS BIERBAUM

Es wäre wohl ganz nach dem Herzen des entschlafenen Dichters gewesen, durch den Ertrag der Aufführungen seiner dramatischen Werke den Hinterbliebenen, vor allem der Gattin und der betagten Mutter, eine sorgenfreie Existenz sichern zu können. In diesem Sinne will in erster Linie die Zürcher Aufführung als ein Akt der Pietät und der praktischen Dankbarkeit gegenüber einem Frühvollendeten gewertet sein. Das Beispiel unserer Theaterdirektion verdiente Anklang auch jenseits der schweizerischen Grenzpfähle.

Aber auch der künstlerische Ertrag dieser Aufführung, die für Zürich eine Wiedererweckung ist, verdient seine Würdigung.